

Zugleich hat die Commercial Press sich große Verdienste dadurch erworben, daß sie vergriffene Werke der wertvollen alten Literatur durch Neudrucke den Gelehrten wieder leicht zugänglich gemacht hat. Unter ihren zahlreichen Nachdrucken großer Sammelausgaben wollen wir nur die Annalen der 24 Dynastien, das Si Bu Tsung Kan (Ausgewählte Werke aus der Kaiserlichen Bibliothek) und das Wan Yu Wen Ku (Universalbibliothek) erwähnen, von denen die beiden zuletzt genannten mehr als 1000 Bände umfassen. Außerdem besaß die Gesellschaft die zweitgrößte Bibliothek in China, die sie auch dem Publikum geöffnet hielt. Es war darin nicht nur die moderne Literatur gesammelt, sondern sie enthielt auch zahlreiche unersetzbare alte Holzdrucke. Das alles ist nun wohl durch die japanischen Bomben und den Brand, den sie verursacht haben, vernichtet. Sollte es Japans Absicht gewesen sein, auch die Quellen, aus denen chinesische Kultur und Bildung immer wieder Kraft geschöpft hat, zu zerstören, so hätte es sich keinen besseren Angriffspunkt wählen können.

Ebenso hat die deutsche Kulturarbeit in China einen herben Verlust erlitten dadurch, daß die Japaner bei ihrem Angriff auf

die von den Chinesen heldenmütig verteidigten Wusung-Forts auch das Dorf Wusung, in und bei welchem die Lehrgebäude der „Tungchi“-Universität und das Wohnhaus der deutschen Dozenten liegen, in den Bereich ihrer Kriegshandlungen einbezogen haben. Nach den eingegangenen Meldungen ist z. B. das physiologische Institut, ein mustergültig ausgestatteter Bau, bereits mit seiner gesamten Einrichtung der Zerstörung anheimgefallen. Wieviel wertvolles Material außerdem sinnlos vernichtet werden wird, ist noch nicht abzusehen. Nur wenig konnte bei dem Abzug des Lehrkörpers, der überstürzt und ohne ausreichende Transportmöglichkeiten vorgenommen werden mußte, in Sicherheit gebracht werden.

In Mukden ist das dort aufbewahrte Exemplar der berühmten Sammlung Si Ku Tsüan Schu (vgl. darüber „Sinica“ 1929, S. 223ff., auch S. 91) den Japanern in die Hände gefallen und zunächst der japanischen Verwaltung der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft ausgeliefert worden. Wahrscheinlich ist es inzwischen nach Japan gebracht worden; dann blieben in China nur noch 3 vollständige Exemplare der Originalausgabe zurück!

## BUCHERBESPRECHUNGEN

Tai Tschü Tao, Rektor an der Sun Yat-Sen University zu Kanton, Mitglied des Zentralexekutivkomitees der Kuomintang: Die Geistigen Grundlagen des Sun-Yat-Senismus mit einer Systemtabelle der Philosophie des Volkslebens. Übersetzt von H. C. Tsian mit einem Vorwort von Rich. Wilhelm. Würfelverlag, Berlin 1931. 95 S.

Die Übersetzung ist flüssig geschrieben, am Stil und an der Ausdrucksweise ist nichts auszusetzen. Der chinesische Urtext hat mir nicht vorgelegen, ich glaube aber auf Grund der Schrift annehmen zu dürfen, daß die Übertragung dem Urtext weitgehendst entspricht, da sich nichts entdecken läßt, was aus dem Rahmen der Geisteswelt der Kuomintang herausfiele.

Weshalb hat Verf. diesen Leitfaden, denn das ist er, geschrieben? Doch wohl, weil es sehr eingehender Studien bedarf, um aus den mannigfachen Werken Sun Yat-Sens und aus der Fülle des Stoffes den geistigen Unter-

bau herausheben zu können. Für den chinesischen Leser liegt die Schwierigkeit in dem der Welt des Abendlandes entlehnten geistigen Rüstzeug Suns, für den abendländischen in dem der Welt des Ostens entlehnten. Daher auch die Klagen Suns, von denen Verf. auch spricht, daß seine Lehre selbst von den eigenen Parteigenossen immer wieder mißverstanden sei; deshalb hier der Versuch, in knapper, klarer Form unter Beiseitelassung alles Nebensächlichen die geistige Grundrichtung des Sun-Yat-Senismus herauszuheben.

Verf. sieht in dem „Aufgreifen der wahren chinesischen Gedanken“ (S. 82), das sind die Gedanken Kung Dsü, ein Hauptverdienst Suns. Nur so kann China gerettet werden, kollektiver Aktivismus und als oberstes ethisches Gesetz für die Führer der Kuomintang, nämlich für die „Erleuchteten“ und die „Widerstrahlenden“ (S. 59), strengste Pflichterfüllung (S. 76). Die individualistische Lehre Lau Dsü ist zu verwerfen, besonders in

der falsch verstandenen, verderbten Form, wie sie später gelehrt wurde, nachdem der Buddhismus die Tendenz des „laissez aller“ verstärkt hatte. Auf Grund dieser ethischen Einstellung wird an die Gläubigen der Kuomintanglehre die Aufforderung gerichtet, China und danach die unterdrückten Völker der Erde zu befreien, um so dem chinesischen Weltgedanken zum Siege zu verhelfen. Also Rettung Chinas als Erstes (S. 1), danach Rettung aller. In seiner Art ein christlicher Gedanke, der auch in der Betonung von Menschlichkeit und Liebe (S. 90) hervortritt.

Zu diesen Schlußfolgerungen kommt Verf., nachdem er in der ersten Hälfte (bis S. 48) die verschiedenen Werke Suns kurz durchgesprochen hat.

Mir ist keine Schrift bekannt, die in so eindeutiger, klarer Weise den geistigen Unterbau der Kuomintanglehre — also des Sun-Yat-Senismus — zeichnet. Möglicherweise ist einiges in der Darstellung subjektiv gehalten, aber grundsätzlich hat Verf. sich eng an den „Führer“ Sun Yat-Sen angelehnt.

F. Otte.

Lübke, Anton: Der Himmel der Chinesen. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1931, 8<sup>o</sup>, 144 S., Preis kartoniert 5,20 RM., Ganzleinen 6,— RM.

Nur mit Widerstreben unterzieht sich der Referent der undankbaren Aufgabe, das oben genannte Buch zu besprechen, das laut Verlagsanpreisung „das Ergebnis einer einjährigen Ostasienreise darstellt, die der Verf. mit Kamera und Schreibmaschine unternahm, um die Kulturgrundlagen der gelben Rasse zu erforschen“. Bei der von Jahr zu Jahr erschreckend zunehmenden Anzahl von Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Ostasienliteratur müssen die ausführlichen Kritiken in den Fachzeitschriften notgedrungen auf die wesentlichsten Werke beschränkt werden; eine Würdigung des Lübkeschen Buches gehört somit prinzipiell nicht in eine wissenschaftliche Zeitschrift. Da nun aber der Verfasser in der im erwähnten Verlagsprospekt abgedruckten Kritik Eugen Georgs im Zusammenhang mit Richard Wilhelm — gewissermaßen als Fortsetzer seines Werkes — genannt wird, darf Lübkes Buch in den „Sinica“ nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da sonst leicht Mißverständnisse ent-

stehen könnten. Vielfaches Zitieren eines Forschers und kritikloses Übernehmen und Abschreiben aus seinen Werken bedeutet nämlich noch nicht Nachfolge!

Wenn ein Autor es unternimmt, über Astronomie bei den Chinesen zu schreiben, so darf man wohl an ihn die Forderung stellen, daß er wenigstens über die elementarsten astronomischen Kenntnisse verfüge; von nicht zu unterschätzendem Vorteil wäre ferner einiges Wissen auf dem Gebiet nicht nur der chinesischen, sondern auch der europäischen Geschichte der genannten Wissenschaft. Ein Fehlen dieser Voraussetzungen muß nachteilige Folgen haben; ich will dies an einer Reihe wahllos herausgegriffener Beispiele darzutun versuchen. — Um Irrtümer zu vermeiden, sei gleich zu Anfang darauf hingewiesen, daß neue Gesichtspunkte dem Ref. im vorliegenden Werk nicht aufgefallen sind, auch nicht in dem völlig verfehlten Kapitel über Astronomie und chinesische Schrift, das nur die absurden Fuhrmannschen Hypothesen reproduziert.

In stilistischer Hinsicht ist das Buch kein Meisterwerk; schmerzhaftes Stillblüten wie „Zuerst fand diese Anschauung in China kein reifes Feld der Erkenntnis“ (S. 15), „Dieses führte zu der gewiß bedauerlichen Ursache“ (S. 66), der Passus auf S. 53, wo in 4 Zeilen dreimal das Wort „verknallen“ vorkommt, die „tiefgläubige Wahrheit für den chinesischen Bauern“ (S. 67) seien nur als Kostproben notiert; der eigentliche wissenschaftliche Inhalt wird durch sie nicht beeinträchtigt. Schlimmer ist es schon, wenn L. beim Exzerpieren der im Literaturverzeichnis angegebenen Werke etwa den folgenden Satz prägt (S. 41): „Man teilt also das Jahr ein beim Abgang des Sonnenstillstands des Winters in vier genaue Teile, die das Datum der Tag- und Nachtgleichen und der Sonnenstillstände immer in den 2., 5., 8. und 11. Mond verlegen.“ Jeder unbefangene Leser wird diesem Satz rat- und verständnislos gegenüberstehen, und so erging es zunächst auch dem Ref. Denn: Was bedeutet „beim Abgang des Sonnenstillstands“, was bedeutet „vier genaue Teile“, und wie können diese vier genauen Teile die Äquinoktien und Solstitien (letztere zu deutsch allbekannt als Sonnenwenden) nach Wunsch in die vier genannten Monate hineinzaubern? Der

Ausdruck „beim Abgang des“ verwies, wie sich bei einigem Kombinieren ergab, mit großer Wahrscheinlichkeit auf ein mißverständenes „à partir de“, mithin durfte man hoffen, bei Saussure die Lösung des Rätsels zu finden; sie steht in *L'horométrie et le système cosmologique des Chinois* (Neuchâtel 1919) S. 12, wo es heißt: „On divise alors l'année, à partir du solstice d'hiver, en quatre parties égales, ce qui fixe la date des équinoxes et solstices, toujours attribués aux 2<sup>me</sup>, 5<sup>me</sup>, 8<sup>me</sup>, 11<sup>me</sup> lunes“. Der Sonnenstillstand des Winters „geht“ also hier nicht „ab“, sondern man nimmt ihn nur als Ausgangspunkt für die Einteilung des Sonnenjahres; für die Teile ist es wichtiger, daß sie gleich groß („égales“), als daß sie „genau“ sind (was heißt das überhaupt?); „ce qui“ bezieht sich nie und nimmer als Relativpronomen auf ein einzelnes Substantiv (bei L. „Teile“), sondern auf den ganzen vorhergehenden Satz (Elementargrammatik), die Teile verlegen somit überhaupt nichts irgendwohin, sondern vielmehr fixiert diese Art der Einteilung in vier gleiche Teile die Daten der Äquinoktien und Solstitien. Der letzte Absatz bei Saussure besagt im Zusammenhang mit den übrigen hier nicht zitierten Darlegungen nichts weiter, als daß man den Lunisolarkalender so definierte, daß die Solstitien in den 1. und 7., die Äquinoktien in den 4. und 10. astronomischen, entsprechend dem 11. und 5. resp. 2. und 8. bürgerlichen Monat im Hiakalender fallen mußten. Dieser Kalender, der seit dem Jahr 104 v. Chr. vorwiegend im Gebrauch war, läßt nämlich das bürgerliche Jahr mit dem 3. astr. Monat beginnen<sup>1</sup>.

Daß ein Unterschied zwischen bürgerlicher und astronomischer Zeitrechnung besteht, findet bei L. keine Erwähnung. Die Festlegung des Jahresanfangs durch den 1. Neumond nach Eintritt der Sonne in den Aquarius (vgl. S. 41) ist der durch die obige Definition gegebenen Fixierung äquivalent; historisch gesehen ist sie belanglos, da sie

<sup>1</sup> Saussures Darstellung ist etwas summarisch gehalten. Die Definition des astr. Jahresanfangs mit dem ersten Neumond vor dem Wintersolstiz stammt allerdings aus sehr alter Zeit und ist stets unverändert beibehalten worden; dagegen gibt die zusätzliche Bedingung für die Lage der Äquinoktien und Solstitien innerhalb der Mondmonate nur eine der zahlreichen Schaltmethoden an, die in China teils nach-, teils nebeneinander angewandt wurden.

selbstverständlich von den Jesuiten herührt, die im 18. Jahrhundert eine Reform des chinesischen Kalenders durchführten, um ihn auf eine wissenschaftlich exakte Basis zu stellen. — Die „Reihenfolge der 12 Monate“ (S. 41) hat mit der Schaltung nichts zu tun. — Nicht nach dem Mondjahr mißt man die Monate, sondern umgekehrt nach den Monaten das Mondjahr (S. 41). — Die Länge des Sonnenjahres wird bei den Chinesen von jeher<sup>1</sup> zu 365<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Tagen (das sind 365 Tage und 6 Stunden) angegeben; sie ist also identisch mit der des julianischen Jahres, während die bei L. (S. 41) angegebene Länge von 365 Tagen und 5<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Stunden dem gregorianischen Jahr entspricht, das den Chinesen unbekannt gewesen ist. — Soweit S. 41. —

Das Loblied auf die herrlichen Eigenschaften des Mondkalenders (S. 36) zeugt von einer geradezu erschütternden Unkenntnis. Der Mondkalender ist nämlich gerade nicht dazu geeignet, Anhaltspunkte für die „Ausfaat des Reises“ oder „wenn die Insekten sich regen“, „wenn der Frühling aufsteht“ usw., zu geben<sup>2</sup>, und eben deshalb wurden von den chinesischen Astronomen die 24 Solartermine (von L. als „Feste“ bezeichnet, S. 48/49) eingeführt. Sie sind in gleichen Abständen über das Sonnenjahr verteilt und enthalten die Solstitien und Äquinoktien als Kardinaltermine; die Regeln, nach denen sie vom Zentralobservatorium in Peking fixiert werden, sind somit nicht so geheimnisvoll, wie Herr L. an zwei Stellen seines Buches mit den gleichen Worten versichert (S. 36 u. 48). Auf S. 49 sind nun diese 24 „Feste“ mit den ihnen entsprechenden Tagen unseres Kalenders in der alten Leggeschen Transkription und freier deutscher Übersetzung angeführt. Zu Sommer- und Wintersonnenwende tritt als Ergänzung noch eine Frühlings- und eine

<sup>1</sup> Bereits in Dschou Pi Suan Ging.

<sup>2</sup> Es scheint Herrn L. allerdings gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß der Mondkalender nach seiner Darstellung die Jahreszeiten festlegen müßte, denn er fragt selbst noch auf der gleichen Seite, wie es denn möglich sei, „einen Kalender nur nach dem Mond zu gestalten und sich dann noch an die Jahreszeiten zu halten, die doch nur allein von der Sonne regiert werden“. Die zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe folgenden Auslassungen über die 10 himmlischen Stämme, die 12 irdischen Zweige sowie den 60er-Zyklus haben nur leider mit dem Problem selbst nichts zu tun.

Herbstsonnenwende am 21. März und 23. September; der „Getreidereggen“ (Gu Yü) heißt bei L. „Samenregen“, „Kleine Fülle“ (Siau Man) heißt „Mittelmäßiger Regen“, „Herabsteigen des Reifes“ (Schuang Giang) heißt „Beginn des Frostes“ usf. Daß die Termine nicht lunar, sondern solar sind, übersieht L. sogar an dieser Stelle — trotzdem er die entsprechenden Kalenderdaten beifügt —, was daraus erhellt, daß er sie zu je zweien zusammenfaßt und mit den Überschriften „1. Mond“, „2. Mond“ usw. bis „12. Mond“ versieht. Der Name „Yang Hsiungs“ (S. 72) lautet im Nominativ „Yang Hsiung“; der Genitiv ist an dieser Stelle nicht mehr berechtigt. — Einige Zeilen weiter ist die Rede von Lü Bu We, der „z. Zt. der großen Tsin-Herrscher (265—422 n. Chr.) lebte“. In Lübkes Vorlage (Die Art der Transkription verweist auf Wilhelm, Sinica 1927, S. 101) steht korrekt „Ts'in“, allerdings ohne Jahreszahl, da diese ja im Zusammenhang mit Ts'in Schi Huang Ti überflüssig sein sollte. L. wechselt aber Ts'in mit Tsin (jetzt Dsin transkribiert) und irrt sich dadurch in der Datierung um beiläufig 500 Jahre! — Yung Lo (S. 73) gehörte nicht der „dritten Ming-Dynastie“ an, sondern war der dritte Kaiser der Ming-Dynastie.

Ist die „Chinesische Himmelsphäre nach alter Darstellung“ (Abb. 2, S. 19), die zugleich mit dem danebenstehenden Text aus Saussures bereits zitierter Abhandlung (S. 7) übernommen ist, in dieser Form tatsächlich chinesischen Ursprungs? Sie findet sich in den meisten Schriften Saussures abgebildet und ist dort nirgends als original chinesisch gekennzeichnet. Der begleitende Text ist bei L. wiederum sehr ungeschickt übersetzt: Das französische *oriental*, *méridional*, *occidental* und *boréal* wird in mißverständlicher Weise durch *orientalisch*, *meridional*, *abendländisch* und *nördlich* wiedergegeben; selbstverständlich handelt es sich nur um die 4 Himmelsrichtungen Ost, Süd, West und Nord, von denen sich im Deutschen im Gegensatz zum Französischen die entsprechenden Adjektive direkt ableiten lassen.

Ganz unklar ist dem Ref., aus welchen Quellen L. die Angaben über das chinesische Horoskop und die „Bibliothek von 24 Büchern, die wahrscheinlich um 1700 n.

Chr. entstanden“, entnommen hat (S. 46/47). Er stellt nämlich dort tatsächlich die Behauptung auf, daß die Chinesen schon in jener Zeit Ephemeriden für die Monde des Mars (gen. „Lo“) sowie für die kleinen Planeten (gen. „Bu“) gerechnet hätten. Die beiden Marsmonde sind im Jahre 1877 von Asaph Hall mit Hilfe des von Clark gebauten berühmten Refraktors der Sternwarte in Washington entdeckt worden; da sie äußerst lichtschwach sind und sehr geringen Abstand vom Planeten haben, gehören sie bekanntlich zu den schwierigst zu beobachtenden Objekten des Sternhimmels. Der erste Planetoid wurde am 1. Januar 1801 von Piazzi in Palermo entdeckt. Es wäre von größtem historischem Interesse zu erfahren, mit welchen Hilfsmitteln den Chinesen volle 100 Jahre früher die Entdeckung von Planetoiden gelungen ist und nach welchen Methoden sie zuverlässige Bahnrechnungen ausgeführt haben.

Auf Seite 28 wird behauptet, daß die Yin-Yang-Theorie aus der Sung-Zeit stamme; in Wirklichkeit ist sie jedoch mindestens 1000 Jahre älter, denn sie tritt uns doch zu Beginn der Han-Zeit schon vollkommen ausgebildet entgegen. — Über das grammatische Geschlecht des Wortes Yang kann man im Zweifel sein, aber es empfiehlt sich doch auf jeden Fall, sich entweder für den maskulinen oder den neutralen Artikel zu entscheiden und nicht die beiden nebeneinander zu benutzen, wie L. es ebenfalls auf S. 28 tut.

Bei der Transkription chinesischer Eigennamen geht L. großzügig zu Werk. Die Art der Wiedergabe gestattet zwar dem Eingeweihten, Rückschlüsse auf die Provenienz der einzelnen Stellen des Buches zu ziehen (wie der Ref. bereits mehrfach gezeigt hat), ist aber im übrigen nicht dazu geeignet, dem der Materie ferner Stehenden klare Vorstellungen und Begriffe zu vermitteln. Mindestens eine französische, zwei englische und zwei deutsche Transkriptionen halten sich die Waage und kämpfen gelegentlich um die Vorherrschaft, dazu kommen noch Druck- und Flüchtigkeitsfehler, so daß man wohl mit Recht von einem heillosen Durcheinandersprechen kann. Der Name der Dschou-Dynastie muß sich 6 verschiedene Schreibweisen gefallen lassen, wiederholt sogar zweierlei auf zweiaufeinanderfolgenden Seiten:

S. 13 „Tscheou Kong“, S. 14 „Dschou Pi Suan Ging“, S. 24 „Tschou-Dynastie“, S. 59 „Tscheou Pey“ (derselbe Name wie S. 14!), S. 61 „Tcheou-Dynastie (1150—249 v. Chr.)“, S. 69 „Shang- und Show-Dynastie (1766 bis 255 v. Chr.)“, S. 88 „Dschou“, auf der folgenden Seite wieder „Tschou“ und schließlich noch als letzte Variation auf S. 96 „Chou“. Weiß Herr L. überhaupt selbst, daß es sich in allen Fällen um dasselbe chinesische Zeichen handelt? Die Jahreszahlen ändern sich, wie ersichtlich, mit den Transkriptionen: auf S. 61 regieren die Dschou-Kaiser sechs Jahre länger als auf S. 69. — Die 10 himmlischen Stämme lauten auf S. 37: „Gia, Yi, Bing, Ting (sic!), Wu, Gi, Geng, Sing, Jen, Gui“; Seite 45 kehren sie wieder als: „Kia, Yi, Ping, Ting, Wu, Ki, Keng, Sing, Ning, Kwei.“ — Die Tabelle auf S. 136 ist aus Richard Wilhelms Aufsatz über chinesische Musik (*Sinica* 1927) übernommen, Wilhelms Transkription ist jedoch nach eigenartigen Prinzipien abgeändert; will der Verfasser damit etwa seine Wissenschaftlichkeit dokumentieren?

Die gegebenen Beispiele müssen genügen. Das ganze Lübkesche Elaborat besteht aus einer Aneinanderreihung von Einzeltatsachen, die aus den inhomogensten Quellen zusammengeholt sind und infolgedessen oft miteinander in direktem Widerspruch stehen. Alle Fehler des Buches zu berichtigen, ist schlechterdings unmöglich; es würde dann nämlich ein neues Buch entstehen, das allerdings in seiner Anlage immer noch als verfehlt bezeichnet werden müßte. Das Buch ist mit 76 ausgezeichneten Photographien versehen, die freilich auf den Inhalt zum großen Teil wenig Bezug haben. Willy Hartner.

Margouliès, Georges: *Evolution de la Prose artistique chinoise* (*China-Encyclopaedia*, Sect. IV, Vol. 6a), München (Encyclopaedie-Verlag) 1929. 334 Seiten.

Die Materie, die M. in diesem Werk behandelt, gehört sicherlich zu den schwierigsten für abendländische Forscher: es handelt sich nicht um eine Wertung des Inhalts, der Gedanken, sondern um die der Formung, der Sprache. Wer die Eigenart der chinesischen Schriftsprache, ihre universale Bedeutung im gesamten chinesischen Geistesleben und ihre ungeheure Literatur kennt, der weiß, welcher Aufgabe man sich unterzieht, indem man

eine Geschichte der chinesischen Kunstprosa entwirft.

M. hat diese Aufgabe sehr glücklich gelöst. In der kurzen Studie (316 S.) hat er die Hauptlinien in der Entwicklung der Kunstprosa seit Kü Yüan bis zur Gegenwart geistvoll und anmutig dargestellt: kurz, aber nicht oberflächlich; anschaulich, aber nicht unkritisch. Eine ungeheure Materie, vor der sonst der Europäer begreiflicherweise zurückschrickt und auf die er bewußt Verzicht leistet, ist mit diesem Werk dem europäischen Geist wesentlich nähergebracht worden.

Die Arbeitsmethode einer „Literaturgeschichte“ ist für die chinesische Denkweise wenig ansprechend: für letztere sind die Geschichte die Schriftsteller selbst. Daher gibt es unzählige Sammelwerke von Prosaschriftstellern, aber bis vor kurzem keine einzige „Geschichte der Prosa“. Und wir verstehen es gut, wenn M. die „Chinesische Literaturgeschichte“ von Siä Wu-Liang (1918) in mehrfacher Hinsicht unzulänglich findet (so S. 4f.).

Bei dem ungeheuren Gebiet und dem kleinen Umfang der Arbeit muß notwendig manches lückenhaft und dürftig erscheinen. Die Ausführung über das Tsi, seine Erklärung als die Fortsetzung des Fu (S. 241 ff.), ist mir nicht ganz überzeugend. Und über die Geistesrichtung während der Ost-Dsin, diese subtile, schöne, wenig chinesische Gedankenwelt, habe ich, wenigstens von Margouliès, diesem Mann mit philologischer Gelehrsamkeit und großer Einfühlungsgabe, eine ausführlichere, aufschlußreichere Behandlung erwartet.

Wie dem auch sei, es ist mit diesem Werk eine Aufgabe erfüllt, die erfüllt werden mußte und die gut erfüllt ist. Wenn es auch für das breitere Publikum vielleicht etwas zu speziell sein mag, so ist es doch für die Fachwissenschaft ein Werk, an dem sie nicht vorbeigehen darf. Hsü Dau-Lin.

Won Kenn (Hwang Kyuan-cheng), *Origine et évolution de l'écriture hiéroglyphique et de l'écriture chinoise*. Lyon und Paris 1926. 94 Seiten.

Die vorliegende Arbeit stellt eine neue vergleichende Studie von ägyptischer und chinesischer Schrift dar, die Untersuchung eines Gegenstandes, der schon von ver-

schiedenen Philologen (de Guignes und die beiden Champillon) flüchtig und zuletzt von Pauthier (*Sinico-Aegyptiaca*, 1842) eingehend behandelt wurde. Da die beiden Champillon wenig Chinesisch gekonnt haben und das Hieroglyphensystem zur Zeit Pauthiers noch wenig erforscht war, so ist diese neue Abhandlung, reich an Kritik über bisherige Ergebnisse und an neuen Gesichtspunkten, durchaus zu begrüßen. Die Feststellung verschiedener Berührungspunkte beider Schriftsysteme (bes. S. 69ff.) ist bemerkenswert und interessant. Ob man aber auf Grund der Kenntnis des Hieroglyphensystems ein anderes System der chinesischen Schrift — ein système net et scientifique — als das bisherige des Schuo Wen — le système trop souvent ambigu — aufstellen kann (was hier freilich mehr eine aufgestellte These als eine unternommene Arbeit ist), ist mir jedoch recht zweifelhaft.

Hsü Dau-Lin.

Blakney, R. B.: *A Course in the Analysis of Chinese Characters*. Shanghai (Commercial Press Ltd.), 1926. VI, 384 Seiten.

Das vorliegende Buch ist eine Art Schuo Wen auf Englisch, ohne jedoch eine Übersetzung des Schuo Wen zu sein. Es ist für einen Anfänger wohl ganz nützlich, indem er sich hier über die Bestandteile eines Zeichens, ihre Bedeutung und Zusammensetzung flüchtig unterrichten kann; für sinologisch Gebildete ist es aber zu oberflächlich und inhaltsarm. Es enthält am Anfang einen kurzen Überblick über die Entwicklung der chinesischen Schrift (S. 12ff.), der zwar nichts wesentlich Neues enthält, für den Anfänger aber recht instruktiv ist. — Freilich nicht ganz fehlerlos: so zum Beispiel ist das Konfuzius-Zitat (S. 23) mißverstanden, die Tabelle S. 11 irrtümlich zusammengestellt; das der Han-Dynastie zugeschriebene Tsau Schu gehört frühestens der Dsin-Zeit an. — Als Anhang ist hier eine Tabelle der Dynastie-Namen, eine der Kalender-Zyklen und eine der acht Trigramme aufgenommen. Zu erwähnen ist ferner, daß hier für jedes Zeichen, das behandelt wird, neben der Mandarin- noch die Futschou-Aussprache angegeben ist, des Futschou, in dem Verfasser lange Jahre an der Fukiën Christian University tätig war.

Hsü Dau-Lin.

Brandt, J. J.: *Wenli Particles*. Peiping (The North China Union Language School), 1929. 172 Seiten.

Die vorliegende Arbeit hat ein kleines, aber für die Spracherlernung besonders wichtiges Gebiet der chinesischen Schriftsprache zum Gegenstande. Es werden 194 Partikeln behandelt, und zwar in doppelter Weise: in dem kurzen einleitenden Kapitel nach Sinnzusammenhängen eingeteilt, in dem folgenden Kapitel, welches den Hauptbestandteil der Arbeit ausmacht, durch eine Fülle von Beispielen (links der chinesische Text, rechts die englische Übersetzung) anschaulich gemacht. Dem Umfange und pädagogischen Zweck des Buchs entspricht es, daß der Verfasser auf sprachwissenschaftliche Analysen verzichtet (vgl. Vorwort); diese Selbstbeschränkung ist besonders erfreulich. Auch sonst ist das Buch anregend und lehrreich; man kann es jedem Studierenden der chinesischen Sprache warm empfehlen.

Hsü Dau-Lin.

Gau Ming: *Die Laute*. Ein chinesisches Singpiel in deutscher Sprache von Vincenz Hundhausen. Peking (Pekinger Verlag), 1930. Mit 20 Wiedergaben chinesischer Holzschnitte. 469 Seiten.

Gau Ming: *Das Examen*. Chinesischer Schwank in drei Bildern. Das 3. Heft der „Chinesischen Bühnenspiele“. Obiger Verlag 1929. 36 Seiten.

Es gibt zwei Arten von chinesischen Singdramen: die eine ist mehr Dichtung, die andere mehr Ethik; bei der einen ist die Hauptsache die Schönheit der Sprache, bei der anderen die Tugenden der Helden; bei der einen überwiegt der Form-, bei der anderen der Inhaltwert; die eine dient der Muse des Dichters und bleibt ein Liebling seiner literarischen Genossen, die andere entspringt dem glühenden Herzen des fühlenden Menschen und dient zur Volkserziehung; die eine verkörpert die Mentalität des chinesischen Südens, die andere die des chinesischen Nordens.

Pi Ba Gi (die Laute) ist nun der beste Vertreter der zweiten Richtung. Mit der Übertragung dieses Spiels ist also nicht nur eine Aufgabe gelöst, die schon technisch mehr Erfolg verspricht als die andere, sondern eine, die sicher auch — gilt es doch bei fremdsprachlichen Studien vor allem die Ideen-

und Gefühlswelt eines Volkes zu erfassen — wichtiger ist. Und welche tiefen, elementaren Gefühle und Empfindungen sprechen im Pi Ba Gi! Möge die Übertragung die ergreifenden, überwältigenden Kräfte, wie sie der Text besitzt, auch auf die europäischen Leser ausüben!

Die Übertragung, die durchweg nach einer „wortgetreuen Wiedergabe“ strebt, ist in angenehmen, hübschen Versen geschrieben und läßt eine große, für uns stets recht wohlthuende Liebe für den Urtext erkennen.

Das „Examen“, ein Auszug aus dem Pi Ba Gi (der 7., 9. und 10. Aufzug), ist vor der Gesamtausgabe des Singspiels erschienen und ist — mit Modellen für Kostüme und Masken versehen — als Manuskript für Bühnenaufführungen gedacht.

Hsü Dau-Lin.

Soothill, W. E.: A History of China. Benn's Sixpenny Library No. 15. London: Ernest Benn Ltd., 2nd. impr. 1928. 80 S. 16<sup>o</sup>.

Zur Aufklärung der „Ignoranz des englisch sprechenden Publikums, das“, wie es im Vorwort heißt, „wenig Zeit und Neigung hat, längere Abhandlungen zu lesen“, ist diese kleine Schrift entstanden, ein Unternehmen, dessen Fragwürdigkeit dem Verfasser selbst bewußt ist. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß die chinesische Kultur weder die Breite noch die Entwicklungsstufe, ja nicht einmal das Alter oder die Tiefe des Westens erreicht. In der Tat ist in Anbetracht des kurzen Raumes erstaunlich viel Wichtiges über die chinesischen Herrscher und einiges über die Produkte chinesischen Geistes und chinesischer Kunst beigebracht. Hm.

Oehler, Lic. Dr. W.: Chinas Erwachen auf dem nationalen, wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und religiösen Gebiet. „Die Aue“ Verl., Wernigerode. 137 S.

Der verdiente Vorkämpfer der protestantischen Mission in China schildert hier Erlebtes und Erforschtes aus den letzten Jahrzehnten chinesischer Geschichte und scheut sich auch nicht, wo es gegeben erscheint, weiter ausgreifende Darstellungen der sozialen und ethischen Struktur des chinesischen Volkes zu versuchen. Er enthüllt den Lesern die Aspiration der protestantischen Mission und weist die Stellen im modernen chinesi-

sehen Sozialgefüge auf, an denen sich nach seiner Ansicht Ansatzpunkte der Betätigung dieser Bewegung zeigen. Daß hinter dieser Tendenz hie und da anderes zurücktreten muß, nimmt nicht wunder. Hm.

Maier, Dr. Hans: Die Mandschurei in Welt-politik und Weltwirtschaft (Weltwirtschaftliche Vorträge u. Abhandlungen, Heft 9). Lpz., Deutsche wissenschaftliche Buchhandlung, G. m. b. H., 1930. 59 S. m. 8 Abb.

Parlett, Sir Harold, C. M. G.: A Brief Account of Diplomatic Events in Manchuria. Oxford Univ. Press, London: Humphrey Milford, 1929. 93 S. m. Karte. 4 s. 6 d.

Seit einigen Jahren hat sich das Weltinteresse in steigendem Maße der Mandschurei zugewandt, jenem Grenzgebiet des chinesischen Reiches, das in mehr als einer Hinsicht eine Sonderstellung unter den chinesischen Wirtschaftsbezirken einnimmt. Die Intensität des dort etwa seit der Jahrhundertwende beobachteten Wachstums industrieller und kommunikatorischer Werte, der ungeheure Zustrom chinesischer Kolonisten, die unermessliches Brachland der Weltwirtschaft erschlossen haben — Tatsachen, die eine besonders starke weltwirtschaftliche Verflechtung jenes Gebiets gezeitigt haben —, lassen auch für die Zukunft noch manches Überraschende von dort erwarten. Das politische Interesse der Großmächte hat sich schon weit früher um jene drei östlichen Provinzen konzentriert, und das politische Ringen seit dem Eindringen des russischen Imperialismus über die Periode der japanischen Aggression bis zum sog. russisch-chinesischen Eisenbahnkonflikt (um dessen endgültige Schlichtung man sich immer noch bemüht) gehört zu den hartnäckigsten und kompliziertesten Abschnitten der diplomatischen Geschichte des Fernen Ostens. Das Buch des Engländers Parlett, das unter dem Protektorat des „Royal Institute of International Affairs“ entstanden ist und dem entsprechend zuverlässige Quellen zur Verfügung standen, unternimmt es, dem Verlauf dieser Geschichte von seinen Anfängen an nachzugehen, was bei knappster Darstellungsform als in erschöpfender Weise gelungen bezeichnet werden kann. Besonders interessiert der um-

fangreiche Anhang, der die wichtigsten der in Frage kommenden diplomatischen Dokumente im Wortlaut wiedergibt. Dagegen geht das Heft von Dr. Maier, der auf persönliche Eindrücke und Forschungen zurückgreifen kann, auf die wirtschaftlichen Entwicklungen und Tendenzen ein und gibt, durch aufschlußreiche Zahlenzusammenstellungen unterstützt, eine treffliche Information für alle Interessenten. — Zwei Werke also, die unsere auf die Mandschurei bezügliche Literatur aufs wertvollste bereichern.

Hm.

Li, Dr. Kolu: Die Seidenindustrie in China, Berlin 1927, Wilhelm Christians Verlag. 98 Seiten.

„Die Aufgabe vorliegender Arbeit ist die Behandlung der modernen Seidenfilaturen für Maulbeer- und Eichenspinnerseiden“ (Vorbemerkung). „... die Seidenweberei Europas und Amerikas braucht einen ganz gleichmäßigen, einheitlich hergestellten Rohstoff, die moderne Filaturenseide. Aus diesem Anlaß wurde die moderne chinesische Seidenindustrie vor ungefähr 60 Jahren ins Leben gerufen“ (S. 16) usw. Hiermit ist die Aufgabe umschrieben, die sich der Verfasser gestellt hat. Behandelt wird: Rohstoffversorgung der Industrie, Betriebsmittel (Kohlen, Maschinen, Fabrikmiete), Finanzierung, Produktionsleistung, Absatz (Konsum, Konkurrenz, Gebiete, Preise), Rentabilität. Die Arbeit ist geschrieben worden, bevor die eigentliche Krise für Naturseide einsetzte, d. h. bevor zwei zusammenwirkende Faktoren gerade für Seide zu Depressionserscheinungen führten, die bis heute den Durchschnitt der für die Rohstoffe geltenden Depression noch übertreffen, nämlich allgemeiner Preissturz und dazu stetig steigende Konkurrenz der Kunstseide. Indessen sind diese Verhältnisse in der Arbeit bereits richtig angedeutet worden. Unter dem Druck der Depression ist bereits manches beseitigt worden, was vor 1927 noch als unerschütterlich galt, zum Beispiel das Aufkäufermonopol (S. 36) der Kokonhändler in Kiangsu; hierdurch ist der Einkauf für die Filaturen erleichtert worden. Unter Finanzierung (S. 43 ff.) vermissem ich den Hinweis darauf, daß die Seidenfilaturen im Gegensatz zu Baumwollspinnereien mit kleinerem Kapital arbeiten und ar-

beiten können, und die Begründung hierfür. Nicht genügend herausgearbeitet ist die verhältnismäßig günstigere Lage der Eichenspinnerseiden im Gegensatz zu Maulbeerspinnerseiden. Es sei darauf verwiesen, daß in den ersteren China ziemlich konkurrenzlos dazustehen scheint, während, wie richtig betont wird (S. 74 ff.), die Rohseide aus Kuangtung und Kiangsu, mit Nachbargebieten, der Konkurrenz der überlegen organisierten japanischen Seidenindustrie und zum Teil auch schon der unter günstigen Vorbedingungen erzeugten Provenienzen Indochinas ausgesetzt ist. Folgender Satz aus „Foreign Trade of China“ (1929, S. 41) ist bezeichnend für diesen Gegensatz: „Preise waren zu hoch für Kokons, die Arbeitskosten (die Kolu Li noch als verhältnismäßig günstig hinstellt, S. 47 ff.) sind stetig gestiegen, und während nur wenige Filaturen Gewinn aufweisen konnten, haben die meisten zugesehen. Wie gewöhnlich war der Markt aufnahmefähig für Setschuan- und Schantung-Filaturen usw.“ Abgesehen von zeitweiligen Modenschwankungen sind und waren bereits 1927 die Aussichten für die nördlichen Seidengebiete Chinas deshalb vorläufig besser als für die Hauptproduktionsgebiete. Vom Standpunkt des Privatwirtschaftlers aus möchte ich auf einen anderen, für Ostasien sehr wichtigen Kostenfaktor verweisen: — infolge der Rationalisierung (S. 34, 91 f., 94) verschiebt sich das Verhältnis „Arbeitskosten : investiertem Maschinenkapital“ sehr zu ungunsten Ostasiens, d. h. der Vorzug der billigen Arbeitskraft für die Kostenberechnung nimmt mehr und mehr ab. Angedeutet hat Verfasser dies allerdings auch (S. 47 oben). Ich bitte, die obigen Beanstandungen mehr im Sinne von Ergänzungen verstehen zu wollen. Die Arbeit als Ganzes verrät Sorgfalt, Fleiß und Verständnis; auf knappem Raum ist wertvolles Material gut gesichtet zusammengetragen worden. F. Otte.

„Ado“ — Adreßbuch für das Deutschtum in Ostasien 1930—1931. Jahrgang VI. Max Nöbler & Co., G.m.b.H., Schanghai. IV u. 252 S.

In fünf Abteilungen (Schanghai: Firmenverzeichnis, China: Firmenverzeichnis, China: Personenverzeichnis, Japan, Missionen in China und Japan) bringt das sorgfältig

zusammengestellte Buch das gesamte erreichbare Adressenmaterial bezüglich der deutschen Handelshäuser, ihrer Leiter und Mitarbeiter, der deutschen Behörden, Kirchen, Missionen, Schulen und Vereinigungen, Ärzte,

Rechtsanwälte usw. Es ist daher nicht nur für Kaufleute, die Beziehungen zu China suchen, von großem Wert, sondern auch für die, die sich über die Pflege kulturellen Lebens im Auslande informieren wollen. M. F.

## ZU DEN ABBILDUNGEN

Tafel 5. Buddha-Dreiheit in Da Giau Si (in Peping meist Da Djüe Si gesprochen), dem „Kloster der Großen Erleuchtung“, nordwestlich von Peping. Auf Lotosterrassen thronen drei goldene Buddhas vor ihren Glorienscheinen, lediglich durch ihre Handhaltungen voneinander unterschieden. Davor stehen drei Altäre, jeder mit den acht Kostbarkeiten und den fünf großen „Verehrungsgeräten“ (aus Zinn) geschmückt, nämlich in der Mitte jeweils ein Weihrauchbecken, daneben zwei Kandelaber (nur auf dem mittleren Altar mit Kerzen) und außen zwei Blumenvasen (zufällig gerade ohne Blumen). Vor dem mittleren Altar auf Ständern zwei Blumenvasen mit Blütenzweigen und ein weiterer Altar („Weihrauch Tisch“) mit Opfergaben, Meereslampe usw. sowie abermals den fünf Verehrungsgeräten. Davor liegt auf dem Steinfußboden zwischen den mittleren Säulen ein Kniekissen für den Hauptzelebrenten. Im Vordergrund sieht man die mit gelber Seide bedeckten Gebetstische mit heiligen Texten für die Stundengebete, Festfeiern usw. der Mönche. Bei dem vorderen Gebetstisch sieht man auf einem besonderen Tischchen eine „Holzfisch“-Pauke liegen, deren Schlag den Rhythmus der Rezitationen regelt. Im Hintergrund sieht man über den vorderen Altar her ein bronzenes Gongbecken aufleuchten und an der Wand die Gestalten von Göttern. — Die feierliche Stimmung, die von den gleichmäßig angeordneten großen Buddha-

figuren und den sakralen Geräten ausströmt, wird durch die Kassettendecke und die Laternendecke in der Mitte verstärkt und zugleich geheimnisvoll-traulich zusammengehalten.

Aufnahme: Hartung's Photo Shop, Peping. E. R.

Tafel 6. Abb. 1. Bronze, patiniert, mit Türkisen eingelegt. Höhe 10,4 cm. Sammlung A. Stoclet, Brüssel. 3.—2. Jahrhundert v. Chr. — Abb. 2. Bronze, patiniert. Höhe 11 cm. Sammlung H. Hardt, Berlin. 2.—3. Jahrhundert n. Chr. — Abb. 3. Bronze, patiniert, Höhe 9 cm. Sammlung H. Hardt, Berlin. 2.—3. Jahrhundert n. Chr.

Tafel 7. Abb. 4. Bronze, patiniert. Durchmesser 15,6 cm. Sammlung A. Stoclet, Brüssel. 3.—2. Jahrhundert v. Chr. — Abb. 5. Bronze, patiniert. Durchmesser 12,5 cm. Sammlung A. Stoclet, Brüssel. 3.—2. Jahrhundert v. Chr.

Tafel 8. Abb. 6. Bronze, patiniert. Durchmesser 16,5 cm. Sammlung A. Stoclet, Brüssel. 2.—1. Jahrhundert v. Chr. — Abb. 7. Bronze, patiniert. Durchmesser 10 cm. Museum für ostasiatische Kunst, Köln. Um Beginn unserer Zeitrechnung. — Abb. 8. Bronze, patiniert, Durchmesser 8,2 cm. Sammlung Mrs. W. H. Moore, New York. Um Beginn unserer Zeitrechnung. — Abb. 9. Bronze, patiniert und bemalt. Durchmesser 8,7 cm. Sammlung H. Hardt, Berlin. Um Beginn unserer Zeitrechnung. Alfred Salmony.

## BERICHTIGUNG

Herr Dr. Gustav Ecke/Peping legt Wert auf einige Änderungen im Wortlaut bzw. in der Transkription chinesischer Namen in seinem Aufsatz „Zaytonische Granitbrücken“ in „Sinica“ 6. Jg., 1931, S. 270—278 und S. 296—308. So soll es S. 277, Z. 9 v. u. heißen: den „Sieben Buddhas der Vergangenheit“ oder den „Sapta Tathāgata“. — S. 297, Sp. 1, Z. 2f.: Hai Tscheng und Hai Deng

(Yüe Gang) sind identisch (zwifache Aussprache des gleichen Zeichens): wichtig für die geographische Bestimmung von „Zayton“. — S. 305, Sp. 1, Z. 1 u. 14 u. Anm. 19, Z. 2 sowie S. 306, Sp. 2, Z. 6 soll es jedesmal heißen: Ba Giau Ting. — S. 305, Anm. 19, Z. 11: Laube (statt Pagode). — S. 306, Sp. 1, letzte Z.: O Me Hiën Dschī. — S. 308, Sp. 2, Z. 10: Dschang Dschou.